

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 85.

Dienstag, 13. April.

1915.

(15. Fortsetzung.)

## Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Ärgerlich schritt er durch die Gassen ins Geschäft zurück. Im Laden schnauzte er zwei Lehrlinge an, die untätig standen und sich lachend unterhielten.

Der alte Buchhalter sah eifrig beim Schreiben einiger Bestellbriefe an Hamburger Firmen.

"Hier, Liedemann, wollen Sie unterschreiben?"

Während Henning ärgerlich die Briefe durchslog, sagte er langsam: "Von jetzt an können Sie mich Herr Liedemann nennen, wie es sich gehört."

Der Alte bekam einen roten Kopf, erwiderte aber nichts. Als Henning zufällig durch das Fensterchen der Kontortür blieb, sah er, daß Vetter Friedrich durch den Laden nach den Wohnzimmern ging.

"Dieser alte Kerl sollte sich man auch bald auf dem Kirchhof Wohnung nehmen", brummte Henning; er wußte, daß der alte Schiffsbauer im geheimen etwas gegen ihn hatte.

Für jeden Außenstehenden mußte es den Anschein erwecken, als ginge das Geschäft auch ohne den Kaufmannsgeist der Wilmens seinen alten Gang. Nur der alte Buchhalter wußte ja, daß jetzt mitunter unborehaft eingekauft wurde, daß zu viel Kaffee bestellt wurde, weil bisher fremde Firmen ein "rasend billiges Engros-Angebot" machten, und Henning trotz des Alten Warnung darauf reinfiel.

Über Henning kam allmählich eine große innere Unruhe. Grethenfraude hatte ihm ein ansehnliches Gehalt festgesetzt und er sparte, aber was half das alles.

Und immer eindringlicher glaubte er die Mahnung seiner Mutter zu hören: "Heirate sie!"

Henning Liedemann hatte den Gedanken allzu lange und zu sehr verworfen, um sich jetzt schnell zu dem Entschluß durchzringen zu können, um Grethenfraude zu werben.

Eines Tages aber hörte er, daß der Sohn des Krämers Brans sich um Fräulein Wilmens Kunst beworbe. Das fehlte noch! Der saßte sich hier ins warme Nest, und er, Henning, hätte das Nachsehen.

Und nach einer schlaflosen Nacht begab er sich zu Grethenfraude. Er hatte sich stundenlang immer wieder vorgeredet: "Die kann ja froh sein, wenn ich sie überhaupt will. Ich, ich bin nicht der Bittende, sondern der Gebende!"

Als er jetzt aber vor dem jungen Mädchen stand, war er wieder so verlegen, daß sie ihre Frage nach seinem Verlangen zum zweiten, dritten Male wiederholen mußte.

Da endlich brachte er stammelnd seinen Antrag vor.

Grethenfraude sah ihn mit grenzenlosem Erstaunen an. Sollte sie ihn in seiner hilflosen Verlegenheit bekleiden oder sich über seine Nüchternheit ärgern. Er konnte ihren klaren Blick nicht ertragen und starrte zu Boden.

Zeit nahm Grethenfraude das Werk, ruhig und lächelnd sagte sie: "Deine Liebe zu mir ist ja sehr plötzlich

entbrannt, nicht wahr, Henning? Oder solltest du dich irren, sollte es nur Liebe zum — Geschäft sein, welche dich zu diesem Schritt trieb?"

Er zuckte zusammen. An dem entsetzten Ausdruck seines Gesichts erkannte sie, daß sie richtig gesehen. Ein Mitgitjäger, dieser hilflose Mensch, der wie ein Häufchen Unglück vor ihr stand — ein Mitgitjäger.

Grethenfraude mußte ein zorniges Auflachen unterdrücken.

"Geh nur, Henning, die Angelegenheit ist erledigt." Und wie ein geschlagener Hund schlich er hinaus.

Im Laufe des Nachmittags trat die Mansell, welche seit Jahren im Hause diente, ins Kontor.

"Ich sollte von Fräulein bestellen, Fräulein siedelt nach dem Freihaus über, und Fräulein stellt dem Geschäftsführer die Zimmer hier zur Verfügung."

"Freihaus! Ja, ja, der Traum war endgültig ausgeträumt. „Aber — aber ich will —". Henning war sich selbst noch nicht klar, was er wollte, aber ein bitterer Haß brannte in seinem Herzen.

"Es ist gut", antwortete er kurz, und die Mansell ging. Henning fühlte, daß der Alte ihn seltsam forschend ansah, er tat, als bemerkte er es nicht.

Henning Liedemann wohnte jetzt in den molligen Zimmern der Wilmens. Er richtete sich wie ein Herr ein, schritt würdig durch die Räume, nur hinten im Saal, wo die Portraits der Kaufherren hingen, weilte er nicht gern.

Über gemütliche Stunden verbrachte er doch nicht in den behaglichen Räumen. Eine quälende Unruhe war in ihm. Sollte er sich wirklich trennen von den Plänen seines Lebens? Gab es einen Weg, weiter, höher zu steigen? Und dann der Haß gegen Grethenfraude. "Hoha, wenn du bettelarm wärest und bei mir Obdach erbetteln müßtest! Wenn ich dann gar im Freihaus residierte!"

Dann aber kamen Augenblicke, in denen er zur nackten Wirklichkeit zurückgerissen wurde. Was hilft alles Sparen, was nützen die paar hundert Mark. Wenn es hoch kommt, werden es einige Tausende. Und dann? Und in einer Nacht, die er schlaflos und grübelnd verbrachte, fasste er den Plan, — den Plan.

"Seien Sie mal offen, Moritz Thode", sagte eines Tages Vetter Friedrich, der auf der Straße dem heimkehrenden Buchhalter aufgelaufen war, "seien Sie offen: was halten Sie von Liedemanns Geschäftsführung?"

Der Alte wollte nicht mit der Sprache heraus.

"Thode, bedenken Sie, daß Sie das Interesse des Hauses Wilmens und nicht das Liedemanns wahrnehmen haben. Denken Sie an meinen Onkel und an meinen Vetter, denken Sie an die Waise, welche gezwungen ist, sich auf fremde Leute zu verlassen. Ich habe nie etwas für Liedemann übrig gehabt. Aber seitdem meine Nichte im Freihause wohnt, macht der Herr Geschäftsführer den Eindruck auf mich, als habe

er kein reines Gewissen. Seien Sie offen, Moritz Thode."

Der Alte suchte nach Worten und stammelte schließlich: "Es wird nicht immer günstig eingekauft."

Better Friedrich stieß erregt mit dem Spazierstock auf das Pflaster.

"Sonst nichts, Moritz Thode, sonst nichts?"

Der Alte senkte den Kopf und sagte leise: "Herr, man beschuldigt nicht gern einen Menschen."

"Aha, da haben wir's. Dachte mir's doch", und Better Friedrich blieb stehen. "Thode, wenn jetzt plötzlich von Tiedemann verlangt würde, Bücher und Kasse zu zeigen — Thode, glauben Sie, daß man etwas — fände?"

Da sah der Alte durch Tränen den anderen an und antwortete: "Ich glaube."

"Ich bin davon überzeugt", rief Better Friedrich, "Sie sind heute abend acht Uhr im Geschäft, ich werde mit einigen Herren hinkommen."

Grethenfrauwe schlenderte durch den schattigen Park des Freihauses, bückte sich hier und da zum Blasen nieder, um ein Blüten zu pflücken. Die Sonnenstrahlen spiegelten in ihrem goldigen Haar.

Die Eingangspforte knarrte, Better Friedrich trat in den Garten.

"Sieh da, Onkel", und elastisch eilte das junge Mädchen ihm entgegen. Als sie näherkam, sah sie, daß sein Gesicht sehr ernst war.

Während sie langsam die Steige auf und nieder schritten, berichtete er.

Grethenfrauwe war blaß geworden. Henning ein Betrüger, ein Dieb?

"Und was gedenkst du zu tun?"

"Wenn es dir recht ist, prüfen Kaufmann Tamm und Hans Bunsen heute abend die Bücher."

Sie antwortete nicht.

Drüben lagen die Ställe — Peder Tiedemann einstiges Reich. Wenn der erlebt hätte, daß sein Enkel — Sie seufzte schwer auf.

"Es ist entsetzlich, Onkel."

Better Friedrich zuckte die Achseln.

"Es ist deine Pflicht, Grethenfrauwe, das Erbe deiner Eltern vor jolchen Räubern zu schützen."

Eine Weile schritten sie wieder schweigend dahin.

Dan sagte das junge Mädchen: "Gut, Onkel, ich bin einverstanden, aber eine Bedingung: was auch immer entdeckt wird, ihr verpflichtet euch, Tiedemanns Schande nicht in die Welt hinauszuschreien. Er wird stillschweigend entlassen und mag jehn, wo er bleibt."

"Na, verdient hat er es nicht, aber meinetwegen —"

Als Better Friedrich sich verabschiedete, reichte seine Nichte ihm die Hand und sagte: "Ich bleibe wach, Onkel, schicke mir sogleich Nachricht, wenn ihr eure Feststellungen gemacht habt."

"Gewiß, Kind, gewiß", und der behäbige alte Herr verließ langsam den Park.

Grethenfrauwe sah ihm grübelnd nach. Wenn sie doch nichts fänden! Sie fühlte für Henning ja nicht gerade freundschaftlich, denn seine Art hatte ihr schon längst nicht mehr gefallen, aber er war doch der Geist ihrer Kindheit, und sein Großvater hatte den Wilsens so treu gedient.

Unruhvolle Stunden des Wartens verlebte sie. In der Dämmerung des lauen Abends stand sie am Parktor und blickte ununterbrochen nach der Straße hin. Am liebsten wäre sie selbst nach dem Geschäftshause geeilt, um Gewißheit zu holen.

Endlich löste sich Better Friedrichs breite Gestalt aus dem Halbdunkel.

Ohne Hut und Tuch lief sie ihm entgegen.

"Wie ist's, Onkel, wie ist's?" fragte sie hastig und erkannte doch sofort an Better Friedrichs Gesichtsausdruck, daß Peders Enkel ein Betrüger war.

"Einige Täuscher läßt hatte das Herrchen doch schon der Firma entnommen und dem eigenen Spargut aufschießen lassen. Ganz genau läßt sich das ja nicht fest-

stellen, aber man darf annehmen, daß die Firma ihr Geld wieder hat. Wenigstens lamentierte und weinte der Herr Geschäftsführer, mehr habe er nicht unterschlagen, und hat eben schon den ganzen Betrag zurückgegeben. Ich glaubte in deinem Sinne zu handeln, wenn ich dem alten Thode die vorläufige Leitung des Geschäftes übertrug."

Grethenfrauwe nickte stumm.

(Fortsetzung folgt.)



Das deutsche Volk, militärisch geeinigt, ist die größte Macht der Welt und hat nichts zu fürchten. Bismarck.

## In Nacht und Schnee an der Aisne.

Eine padende Schilderung von einem zurückgeschlagenen französischen Sturmangriff in Nacht und Schnee an der Aisne entwirft "ein Berichterstatter in der französischen Front" in der Reihe der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift "Über Land und Meer". Vor dem Ort Attichy gelangt er in die Schüttengräben der Franzosen und wird dem Kommandanten des 181. französischen Infanterie-Regiments vorgestellt, das hier liegt. Die Franzosen schlurchen in ihren Unterständen; es ist bitterkalt; Mond und Nebel weben geisterhafte Stimmungen durch die Dunkelheit. "Plötzlich, was ist das, wird die Ruhe noch unheimlicher? Was geht in der tiefen Schwärze vor sich, in der Schwärze, die mysteriös vor uns liegt? Ohren und Augen schärfen sich, und nichts vermögen sie zu erkennen. Ein kurzer Hauch streicht über unsere Köpfe, dann wieder Stille. Alles Sein konzentriert sich von neuem im Auge und im Ohr. Aber vergebens! Der Puls jagt wie eine anstürmende Truppe durch Nacht und Nebel. Plötzlich macht es im nahen Wäldchen wie das Aufschlagen eines Nachtvogels. Dann wieder Stille, Stille, die die Nerven tötet. Den Wald hat aber die Nacht und der Nebel noch im Arm, den Wald, der in Waffen starrt. . . . Eine Wolke deutscher Flintenschüsse faucht über unsere Köpfe. Die Grabenwache antwortet und pustet ihre blauen Bohnen ins Dunkel der Finsternis. Im Hallo erwachen die Schläfer in ihren Kasematten und stürzen zu ihren Waffen. Welch Durcheinander! Soldaten tauchen ihre Bayonetten in ein Gefäß vergifteten Fettes, wie es bei den Franzosen in Friedens- wie Kriegszeiten üblich ist, dann seien sie noch einmal die Pognal- oder Brautweinflasche an den Mund, um sich Mut anzuvertrinken, denn ohne Mut ist auch der tapferste Franzose ein Waschlappen. Die Salven tönen herüber und hinüber. Die tapferen Feldgrauen sind kaum 20 Meter entfernt; ihre Augen fauchen den Franzosen um die Ohren, die das Feuer fieberhaft erwidern. Plötzlich hört das Schießen auf deutscher Seite auf. Ernüdet sinken die Mannschaften hin, die Kehle trocken, die Hände an den heißen Flintenläufen verbrannt; die Finger zittern und die Augen tränken. Ein jammernsweiter Anblick! Wie Säue stürzen sie sich auf die mit zweifelhaftem Wasser gefüllten Behälter und leeren sie aus. Der Typhuskrankheit, die in den französischen Schüttengräben so arg grassiert, wird dadurch noch Vorschub geleistet." Ratsch müssen sie sich aufs neue bereit machen, denn man erwartet einen zweiten Ansturm der Deutschen vor Tagesgrauen.

"Die Franzosen haben sich nicht getäuscht. Von neuem beginnen über unseren Köpfen deutsche Augeln zu pfeifen, und das Gefnatter kommt von Minute zu Minute immer näher. Diesmal schleichen sie sich nicht lautlos mehr heran, sondern mit dem kräftigen Gesang: 'Deutschland, Deutschland über alles!' Stürmen sie uns entgegen. Hell und fest längt der Trompetenschall, der im Wald sein Echo wiederfindet. Ruhig und ernst erwarten die Franzosen den deutschen Ansturm. Ab und zu heben einige von ihnen den Kopf über die Erdbrüstung, um zu sehen, ob sie bald kommen, aber meist bezahlen sie das mit ihrem Leben. Plötzlich gibt es einen hellen Schein am nächtlichen Himmel, und die französische Feuerlinie ist in Sonnenhelle getaucht. Das tut den Franzosen nicht gut, wenn ihre heimtückischen schwarzen Augen vom glanzvollen Strahl eines deutschen Scheinwerfers getroffen werden. Sie sind geblendet und sollen jetzt noch kämpfen?" Der französische Oberst meint, dem Feinde zuvorkommen zu müssen und besiegt seinerseits den Angriff. "Der Major eilt noch einmal

durch die Reihen, ertheilt kurze Befehle: „Nicht schießen! Bei jedem Halt sich auf den Boden werfen. Nach jedem Geschosse gegen auf und vorwärts, gegen die Maschinengewehre zuerst! Mut, meine Kinder, und euren Mund halten bis zum Wald.“ Die Krankenträger haben nun auch den letzten Verwundeten aus dem Graben gebracht. Und mit einemmal steht das Regiment dem Sensenmann gegenüber, der Wirklichkeit des Todes. Darüber denken sie nicht nach, dazu lädt die Phantasie keinen Raum mehr. „Nicht mehr feuern! Vorwärts mit dem Bajonett! Für Frankreich!“ ruft der Major. Die Gesichter der Franzosen sind blaß, verzerrt. Wie Teufel rennen sie, durch Schnaps betrunken (jeder französische Soldat erhält täglich 1 Liter Rotwein und 1/2 Liter Brannwein, Rognac oder Rum) der feldgraue Menschenmauer entgegen. „Voran der schmächtige Oberst. Sie alle rennen das tolle Rennen des Sieges! Das gewohnte Summen der Augeln über unseren Köpfen: die feldgrauen schießen zu hoch. Hier und da kreieren einige Granaten, und dann fällt das rhythmische, aber schreckliche Ta-la-la-la der Maschinengewehre ein. Die Franzosen liegen platt auf dem Bauch und versuchen, weiterkriechend, an den Feind heranzukommen. Aber vergebens! Die Reihen lichten sich bedenklich, mancher strauchelt, und mancher bleibt stumm liegen. Was für ein Hagel von deutschen Augeln! Und welch schrecklicher, höllischer Granatentanz in der Nachtluft! Immer wieder fahren sie dahin und säen dort und da den unerbittlichen Tod. Kriechend und schießend winden sich die Franzosen über den blutigen Schnee, über bereits erkaltete Kameraden. Da plötzlich schweigt das Feuer. Deutsche Trompeten blasen zum Sturm. „Auf! Marsch! Marsch!“ bricht es mit Hurra und Hoch aus dem dünnen Wald hervor. Voran ein Hauptmann, dann zehn, hundert, tausend feldgraue. — „Hurra! — „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!“ Nichts vermag den deutschen Ansturm zu brechen. Ein furchtbarer Nahkampf beginnt. Mann gegen Mann ermorden sich unter Blüchen, Wehklagen und Röcheln. „Zurück! Zurück!“ brüllt fliehend der Rest der Franzosen. Blutige Bajonette durchdringen ihre Leiber, Gewehrfolzen prasseln wie Keulenschläge auf ihre Köpfe. In Blitzeise vollenden deutsche Bajonette ihr blutiges Werk. Blut vor Aufregung und Wut, ohnmächtig im Born, jagt ein Häuslein Rothosen auf Attich zu. Ein donnernsdes „Hurra der Kaiser“ fliegt aus dem eroberten Graben wie rauschende Wogen zu uns hinüber.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

**Die Wacht an den Dardanellen.** „Ganz Konstantinopel hält wider von dem schweren und gleichmäßigen Tritt der türkischen Soldaten“, so schreibt Carlo Scorfoglio in einem Konstantinopeler Briefe, den er in der „Stampa“ veröffentlicht. „Sicher, die Truppen, die ich vorüberziehen sehe, sind schöne Truppen. Der türkische Soldat, der lange Zeit hindurch als das Muster der Soldaten gegolten hatte, hat eine zu starke Herabsetzung in der öffentlichen Meinung nach den Katastrophen in den Balkankriegen erfahren, die zweifellos nicht dem Versagen des Menschenmaterials, sondern der schrecklichen Verwirrung zugeschrieben waren, die überall herrschte. Der türkische Soldat bleibt trotz allem besonders in dem jetzt vorherrschenden Element der asiatischen Truppen ein prächtiger Soldat von mittlerem und auch höherem Wuchs, breit gebaut, ein ausgezeichneter Marschierer, nüchtern und gehorsam, ein vorzügliches Werkzeug in der Hand eines guten Kommandanten. Die Verwandlung der wirren Haufen von in Lumpen Gekleideten, die sich auf drei Fronten im Balkankrieg gegen drei vollkommen ausgerüstete Heere zeigten, in dieses kleine, aber gut bewaffnete und gut gekleidete Heer fällt sehr auf. Die türkische Uniform ist wohlbekannt, sie ist zugleich praktisch und militärisch. Der Schritt des türkischen Soldaten ist kurz und schwer, zeigt aber ein militärisches schnelles Vorwärtsdrängen. Fügt man hinzu, daß der türkische Soldat im Schützengraben sich immer als tüchtig erwiesen hat, wenn er gut geführt wurde, so kann man annehmen, daß man zwischen Vasilik und Gallipoli an den beiden Küsten, zu beiden Seiten der Dardanellen, interessante Dinge zu sehen bekommen wird. Die letzte Woche ist in schweigender Erwartung und sieberhaften Vorbereitungen vorübergegangen. Vom 20. Februar ab hören wir täglich durch die kurzen und seltenen offiziellen Mitteilungen das dumpfe Klopfen von Batterien am Tor, und wir vernehmen von fern her, wie ein Schläfloser in einer einsamen

Stadt, das Geräusch der Dietrichs, die dieses Tor öffnen wollen. So etwa ist das Gefühl, mit dem die bürgerliche Bevölkerung von Konstantinopel die Meldungen von dem französisch-englischen Versuch, die Dardanellen zu zwingen, aufnimmt. Seit einigen Tagen erweden die Voricht und die Langsamkeit der Operationen von seiten der Belagerer, die unvorhergesehene Abfahrt eines Teiles ihrer Flotte und die folgende Beschießung von Smyrna große Hoffnungen. Man atmet viel leichter, und schon verbreitet sich die Meinung, daß die Flotte der Verbündeten auf den Versuch verzichten könne. In den militärischen Kreisen glaubt natürlich niemand, daß die Verbündeten dies tun werden, ehe sie unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden haben, nachdem der erste Kanonschuß das Gelingen zu einer Ehrensache für sie gemacht hat...“ Scorfoglio schildert nun die Schwierigkeiten, die der Kampf der Schiffe gegen die schweren Festungsgeschütze an der Meerenge finden muß, die in jedem Falle eine lange Dauer der Operationen erforderlich machen. „Aber wenn nun die mittleren Forts zum Schweigen gebracht würden, und gesezt den Fall, daß die Verbündeten sie erobern oder in die Luft sprengen könnten, da schließlich kein Unternehmen im Belagerungskrieg unmöglich ist, wäre damit die Aufgabe der verbündeten Flotte erfüllt? Ich weiß nicht, was man über die Operationen in Europa denkt, aber hier sieht man die militärische Lage so, daß es zweifellos für die Verbündeten sehr schwierig sein wird, sich wirklich der Dardanellen zu bemächtigen, ohne eine Landeschlacht an ihren Küsten zu liefern. Die Hügel, die sich längs der Meerenge hinziehen, sind in der Tat von einer großen Zahl von Batterien mittlerer Kaliber, wie sie in den modernen Kriegen verwendet werden, besetzt, die die Stellungen verteidigen und nicht so wie die festen Festigungen zerstört werden können. Die Einnahme der Forts würde daher nur die schnelle Durchfahrt von Kriegsschiffen sichern, und auch diese wäre nicht ohne Gefahr. Aber die tägliche Benutzung der Dardanellen als Transportweg nach und von Asien würde so lange für Frachtdampfer nicht möglich sein, als türkische Streitkräfte an den Ufern der Meerenge stehen. Nach der Einnahme der Dardanellen stünden die Verbündeten vor dem Dilemma: entweder die Kapitulation der türkischen Regierung durchzuführen oder die beiden Ufer der Dardanellen und die nicht weniger gefährlichen des Bosporus fest in Besitz zu nehmen. Die erste Möglichkeit ist für jetzt völlig ausgeschlossen. Auch abgesehen von dem Vertrauen auf den Widerstand der Festigungen, ist die türkische Regierung zum Widerstand bis zum äußersten entschlossen. Ein Marsch auf Konstantinopel würde nur die Verlegung der Hauptstadt und die Verteidigung der Stadt zur Folge haben. Die Verbündeten würden nur den Besitz von Konstantinopel erreichen, aber dieser würde sie nicht der Notwendigkeit überheben, in das türkische Gebiet mit einem Heer von 200- bis 300 000 Mann einzudringen. Eine solche Operation würde zu den schwierigsten militärischen Aufgaben gehören; die Landung unter feindlichem Feuer gehört zu denen, die den Ruhm eines Generals begründen könnten. Für den Punkt der Landung haben die Verbündeten keine große Wahl; sie müssen das türkische Gebiet entweder in der Gegend der Dardanellen oder an einem strategischen Punkt betreten, der dem Küstenheer die Basis abschneidet. Gegen diese zweite Phase des feindlichen Angriffes aber kann der türkische Generalstab seine Vorsichtsmaßregeln treffen und eine Verteidigung vorbereiten. So sieht man gegenwärtig die militärische Lage hier...“

**Eine Hindenburg-Eiche auf französischem Boden.** Man schreibt der „Kölner Volkszeitung“ vom westlichen Kriegsschauplatz: In der Woëvre-Ebene dicht hinter der Front am Fuße der herrlichen Cotes-Doraines ist eine Krankentransports-Abteilung, welche Oberstabsarzt Dr. Baur, ärztlicher Leiter der Kuranstalt Hennef, befehligt. Es ist ein reizendes Lazarett, dörfchen von Gärten umgeben. Am 8. März wurde dort eine Hindenburg-Eiche gepflanzt, welche folgende Inschrift trägt:

Des Ostens kühnem, herlichem Strategen,  
Dem Marshall Hindenburg bin ich geweiht.  
Stola strebe mein Geist dem Himmel entgegen  
Als Symbol deutscher Kraft in großer Zeit.  
Daz ich den heben Namen würdig trage,  
Den deutsche Helden deut' mir zugedacht,  
Von Hindenburg den fernsten Zeiten sage,  
Wie er besiegt der Moskauer Nacht.

Mag Jahr um Jahr ich meine Blätter laufen  
Und Tage schauen wieder erust und bang,  
Noch soll dereinst in meinen Wipfeln rauschen  
Des großen Marshalls Preis und Siegeszug.  
Karl Egler (Schw.-Gemind).

# Gartenbau & Blumenpflege.

## \* Monatskalender.

Gartengarten: Umpflanzen und Düngen der Blumenpflanzen. — Umpflanzen der Beete mit Frühlingssblumen aller Art. — Nachsäen und Walzen des Rases. — Ausräumen der Kübelpflanzen aus dem Keller. — Aussäen von Sommerblumen. — Obstgarten: Schutz der Baumblüte gegen Spätfroste. — Umpfropfen älterer Bäume. — Gemüsegarten: Pflanzen von Frühgemüse, wie Salat, Kohlrabi usw., ins Freie. — Aussäen von Radies, Erbsen, Karotten und Spätgemüse. — Ende des Monats Legen von Kartoffeln und Bohnen an geschützten Lagen.

## \* Die Behandlung der Saatbeete.

Als Saatbeete eignen sich nur Ländereien mit leichtem, humosem, in bester Kultur befindlichem Boden. Fehlen diese Eigenschaften, so müssen entsprechende Verbesserungen vorgenommen werden. Schwerer Boden verlangt besonders ein Umstürzen im Herbst, damit der Frost die festen Schollen zertrümmert und fröhlig macht. Man vermische ihn ferner mit Sand oder feiner Asche, die man in genügender Menge aufstreut, einholt oder untergräbt. Altes Kulturland, das Jahre und Jahrzehnte durch Staldung und richtige Bearbeitung verbessert wurde, besitzt fast durchweg die für Saatbeete erforderlichen Eigenschaften. Die dunkelbraune bis schwarze Farbe macht solche Böden leicht kenntlich.

Zum Säen benutzt man trockene, windstille Tage. Man sät breitwürfig oder in Reihen (Rillen). Letzteres ist besonders da empfehlenswert, wo die Pflanzen länger auf den Beeten stehen, wie bei Erbsen, Spinat, Schwarzwurzel, da die Lockerung und Reinhaltung wesentlich erleichtert wird. Das Ausstreuen des Samens ist nicht ganz einfach und erfordert eine gewisse Übung, um zu erreichen, daß der Samen gleichmäßig dicht fällt. Der feine Samen darf nicht zu dicht abgedeckt werden, die Abdeckung beträgt nur das 1- bis 2fache des Samendurchmessers. Hierzu eignet sich deshalb nur sehr feine, zarte Erde, am besten ist Komposterde mit Torfmull vermischt. Der Torf hat die Eigenschaft, den Boden zu lockern und ihn feucht zu halten. Die Komposterde muß gesiebt und unkrautfrei sein. Letzteres ist oft nicht der Fall. Man sehe deshalb die Komposthaufen öfters um und entferne jedes sich dann entwidelnde Unkraut sofort. Die Verwendung von Torf und Komposterde zum Abbeden des Samens verhindert die Bildung einer harten Kruste, deren Durchdringung den jungen Keimen oft unmöglich wird, was zur Folge hat, daß dieselben versuchen, seitlich herauszukommen, wodurch trümme, die Saftbewegung hindernde Stengel entstehen. Nach dem Abbeden wird der Boden mit einem glatten Brett festgedrückt. In den ersten Tagen und Wochen nach der Aussaat bedürfen die Sämereien besonders gleichmäßiger Feuchtigkeit. Das Saatbeet ist dann an heißen Tagen 2- bis 3mal und noch öfter leicht zu überbrausen. Zum Schutz gegen sehr starken Sonnenschein ist eine leichte Beschattung der Beete gut, doch muß dieselbe entfernt werden, sobald sich der erste Keim zeigt, sonst werden die Sämlinge zu lang. Geht der Samen siedenweise zu dicht auf, so müssen die Pflänzlinge verzogen werden, d. h. die zu dicht stehenden werden möglichst bald herausgenommen, und wenn sonst verwendbar, auf andere Beete pikiert. Dieses Pikierten wird sich übrigens für fast alle die Gemüsearten empfehlen, die nicht während der ganzen Dauer ihrer Wachstumsperiode auf dem Saatbeet bleiben. Pikierte Pflanzen wachsen leichter weiter und sind infolge ihres weiteren Standortes kräftiger entwidelt als die Pflänzlinge des Saatbeetes.

Große Erleichterung für Aussaat im zeitigen Frühjahr gewähren richtige Mistbeete mit Fensterabdeckung. Wir verfügen in solchen Beete die Sämlinge nicht nur bedeutend früher heranzuziehen, sondern erreichen auch infolge der abgeschlossenen Luft und gleichmäßigeren Wärme ein rascheres und süßeres Aufgehen des Samens. Für Gartenbesitzer, die an Sämlingen aller Art größeren Bedarf haben, wird deshalb das Mistbeet eine große Erleichterung bedeuten. H.

## \* Die Buschbohne.

Eine der wichtigsten Gemüsearten für den Haushof ist die Buschbohne. Sie liefert zwar nicht die hohen Erträge der Stangenbohne, doch erntet man ihre Früchte früher und kann außerdem die Beete nach der Erntzeit nochmals mit anderem Gemüse bestellen. Die Buschbohne ist eine Kultursform, die aus der viel älteren Stangenbohne hervorgegangen ist. Sie gedeiht wie fast alle Hülsenfrüchte noch auf Boden zweiter und selbst dritter Tracht, das ist Boden, der ein bzw. zwei Jahre vorher frisch gedüngt worden ist. Infolge ihrer starken Frostempfindlichkeit können die Bohnen erst Anfang Mitte Mai ins Freie gelegt werden. Will man sich jedoch einen guten Vorsprung verschaffen, so lege man Mitte April je 5 Bohnen in 10 Zentimeter weite mit Komposterde gefüllte Löpfe und stelle dieselben an das Fenster einer sonnigen Kammer, wo die Samen bald aufgehen. Tagsüber sind die jungen Pflänzchen durch reichliches Lüften abzuhärten. Mitte Mai werden sie dann, nachdem die Gefahr der drei Eisheiligen nicht mehr droht, mit Topfballen ins Freie gepflanzt. Auf ein Beet pflanzt man 2 bis 3 Reihen. In den Reihen gibt man den einzelnen Topfballen einen Abstand von 35 bis 45 Zentimeter. Legt man die Bohnen unmittelbar an Ort und Stelle, so verfahre man ebenso oder man legt noch besser die einzelnen Bohnen in Nüllen, etwa alle 10 Zentimeter eine Bohne. Ist der Boden etwas schwer und schollig, so verwende man zum Abdecken Komposterde. Man halte die Saatstellen gut feucht und sorge nach dem Aufgehen für gute Lockerung und mit fortgeschrittenen Entwicklung für das Anhäufeln der Pflanzen. Von den zahlreichen Sorten seien folgende besonders empfohlen: Grünschalige: Kaiser Wilhelm, Hinrichs Niesen, Buder Perl-Perfektion! Gelbschalige: Wachs-Ideal, Wachs-Buder-Perl. H.

## \* Der Schnitt- oder Butterkohl.

Diese Kohlart, eine Verwandte des Grünkohls, wird in Deutschland verhältnismäßig wenig angebaut. Er verdient aber besonders in der Kriegszeit größere Verbreitung, da er sich rasch entwickelt und frühe Erträge liefert. Wie alle Kohlarten liebt derselbe einen kräftigen gut gedüngten Boden, doch liefert er auch noch in Boden zweiter Tracht bei Nachhilfe mit flüssigem Dünger befriedigende Erträge. Von den verschiedenen gangbaren Sorten nenne ich nur den braunen, gelben und grünen Schnittkohl, wovon der gelbe der beliebteste ist. Ein großer Unterschied besteht aber zwischen diesen Sorten nicht, sie bilden keinen Strunk, sondern treiben dicht über dem Boden zahlreiche Blätter, die man nach genügender Entwicklung abschneidet.

Die Kultur ist einfach. Man sät den Samen, sobald der Boden genügend abgetrocknet ist, Ende März, Anfang April ins Freie in Reihen mit 20 Zentimeter Abstand nicht zu dicht aus. Der Butterkohl eignet sich infolge seiner raschen Entwicklung ferner sehr zur Nachkultur auf abgeernteten Beeten von Salat, Frühkohlrabi, Buschbohnen u. dgl. Auf sonnigen Beeten Anfang August ausgesät, kann er noch vor Eintritt des Frostes geerntet werden. H.

\* \* \*

\* Kein Kainit als Kartoffeldünger. Die Kartoffel ist im allgemeinen für Kali sehr dankbar, und manche Kartoffelanlage hat nur deshalb versagt, weil dem reich mit Stidstoff gedüngten Boden das Kali fehlte. Häufig wird nun, selbst von sonst ganz tüchtigen Landwirten, der Fehler begangen, daß Kali in Form von Kainit dem Kartoffelacker zugeschüttet wird. Kainit enthält aber neben Kali noch Chlorverbindungen, die die Bildung von Stärkemehl in der Kartoffel verhindern. Eine Kalidüngung geschieht am besten durch 40-prozentiges Kalsalz, das frei von Nebenbestandteilen ist, die der Kartoffel schädlich sein könnten. Zur Gemüsedüngung ist dagegen Kainit sehr gut zu gebrauchen, nur muß er sehr frische in den Boden gebracht werden. S.

Der Nachdruck der mit einem \* versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.